

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 39

Sonntag, den 20. August 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 20. Aug.: Bernhard; Montag, 21. Aug.:
Johanna; Dienstag, 22. Aug.: Symphor.; Mittwoch,
23. Aug.: Philipp Ben.; Donnerstag, 24. Aug.:
Bartholomäus; Freitag, 25. Aug.: Ludwig; Samstag,
26. Aug.: Bephrinus.

10. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 18, 9—14.

In jener Zeit sprach Jesus zu einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die übrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Mäuler, Ungerechten, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage auch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

*

Wie sah es etwa um das Jahr 250 in der katholischen Kirche aus? Diese Frage wollten wir beantworten. Wir haben uns namentlich die wichtige Unterfrage vorgelegt: War damals der römische Bischof in seiner Stellung als Oberhaupt der Gesamtkirche allgemein anerkannt? Die Antwort lautet: Ja, das Amt des Bischofs von Rom war in der ganzen Zeit von Petrus an im Christentum anerkannt und ausgeübt worden. Zeugen dafür sind jene schriftlichen Denkmäler, die aus dieser Zeit stammen und die päpstliche Vorherrschaft unumwunden aussprechen. Zwei von diesen Zeugen haben wir das letzte mal angeführt, einen Brief des hl. Clemens und einen solchen des hl. Ignatius. Clemens ist 97 gestorben, Ignatius zehn Jahre später. Noch zwei weitere mögen folgen.

Der hl. Irenäus war Bischof von Lyon, stammte aber aus Kleinasien und hat in seiner Jugend den hl. Polikarp predigen hören, der vom Apostel Johannes selbst zum Bischof von Smyrna bestellt worden war. Irenäus steht also mit der Kirche und ihren Anschauungen in sehr günstiger Verbindung. Er starb um 202. Von seinen vielen Schriften ist nur sein Hauptwerk auf uns gekommen: „Gegen die Häresien.“ Dortin kommt folgender Satz vor: „Denn mit dieser Kirche (d. h. mit der römischen Kirche), muß jede Kirche wegen ihres höheren Vorranges übereinstimmen, das heißt die Gläubigen von allen Seiten, in der immer vor denjenigen, die von allen Seiten her sind, die apostolische Tradition bewahrt worden ist.“ Irenäus galt also die römische Kirche als Inbegriff der ganzen Kirche. Wer mit ihr Gemeinschaft haben will, muß mit ihr übereinstimmen, nämlich in allen Dingen, die zum Wesen der Kirche gehören, also in der Lehre, in den Sakramenten. Dies erklärt sich nur, wenn der Glaube der römischen Gemeinde als der entscheidende Maßstab galt und sich zahlreiche Gemeinden um Anerkennung nach Rom wandten.

Was wir bisher an Beugnissen für den Glauben der ersten zwei Jahrhunderte angeführt haben, waren nur gelegentliche Äußerungen apo-

stolischer Männer über die Stellung der Kirche. Nunmehr erwähnen wir einen Schriftsteller aus dieser Zeit, der zum erstenmal über den Vorrang des römischen Bischofs in einer eignen Abhandlung geschrieben und seine Lehre wissenschaftlich begründet hat. Das ist der hl. Cyprian. Geboren in Karthago in Nordafrika als Sohn heidnischer Eltern, wurde er erst spät dem Christentum zugeführt. Zwei oder drei Jahre nach seiner Taufe war er bereits Bischof seiner Vaterstadt. Zehn Jahre später wurde der eifrige unermüdete Hirte in der Verfolgung des Kaisers Valerian nahe bei Karthago mit dem Schwerte enthauptet, am 14. September 258. Der römische Stuhl ist ihm „der Lehrstuhl Petri“ und „der Lehrstuhl der Hauptkirche“, die Prinzip der Einheit der ganzen Kirche ist. Wer mit dem römischen Bischofe verkehrt, verkehrt mit der katholischen Kirche. Wer den Lehrstuhl Petri verläßt, auf den die Kirche gegründet ist, wie mag der vertrauen, in der Kirche zu sein? Die römische Kirche ist ihm „Mutter, Stamm und Wurzel“ der katholischen Kirche, die Hauptkirche, wo die priesterliche Einheit ihren Ausgang genommen hat, zu der die Treulosigkeit keinen Zutritt hat (esagt mit Hinblick auf eine Anzahl von Priestern in seiner Diözese, die sich von der Einheit der Kirche losgesagt hatten).

Von Cyprian stammt auch das seither oft gebrauchte Wort: „Außer der Kirche ist kein Heil“, und jenes andere schöne: „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat.“

Als die Verschiedenheit in der Praxis der Feier des Osterfestes zwischen Rom und der Provinz Asien ein Eingreifen des Papstes und eine einheitliche Regelung nötig machte, wurden zwischen Papst Anicet (155—166) und Bischof Polikarp von Smyrna Verhandlungen eingeleitet. Sie führten zunächst zu keinem Ergebnis. Als Papst Viktor I. (190 bis 202) die Verhandlungen wieder aufnahm, sah er sich genötigt, mit Schärfe gegen den Bischof Polikrates von Ephesus, das Haupt des Widerstandes in Asien, vorzugehen und ihn mit der Exkommunikation zu bedrohen. Es ist zwar nicht zum Bruch gekommen, aber im Laufe des Jahrhunderts ließen die Asiaten doch ihre Praxis fahren und nahmen die römische Osterfeier an. (Nach der römischen Art wird Ostern am Sonntag nach dem Frühlingsvollmond gefeiert, nach der morgenländischen zwei Tage nach dem Vollmond, ohne Rücksicht auf den Wochentag.) Ein solches Nachgeben wäre wohl nicht möglich geworden, wenn die kleinasiatischen Kirchengemeinden im Bischof von Rom bloß einen Ehrenvorsitzenden der Gesamtkirche gesehen hätten. Nein, ihnen war er mehr, er war ihr oberster Hirte und Leiter, der mit göttlicher Autorität ausgerüstet und mit unendlichen Gewalten begabt, die letzte Instanz in der Kirche bildete und das letzte Wort zu sagen hatte.

Aus all dem geht hervor, daß um die Zeit, die wir hier annehmen, also gegen das Jahr 250, innerhalb der katholischen Kirche die Kirche in Rom mit ihrem Bischofe, dem Papste an der Spitze, als die Lehrerin und Führerin der Gesamtkirche betrachtet wurde. Auch an anderen Orten gab es blühende, einflussreiche Gemeinden mit hoch angesehenen Bischöfen und Priestern. Allein Rom ist der Mittelpunkt. Ohne die römische Gemeinde und ohne den römischen Bischofsstuhl kann die Kirche überhaupt nicht gedacht werden. Und wer sich von Rom getrennt hat, zählt nicht mehr mit. Das war allgemein gültiger Grundsatz.

Wenn auch die damalige schwere Lage der Kirche ein machtvolles Entfalten des päpstlichen Oberhirtenamtes nicht zuließ, so sind wir doch erstaunt über den Gehorsam, die Liebe und die Treue, die überall dem Papste entgegengebracht wurden. Gewiß gab es auch damals schon Ungehorsame, Eigensinnige. Sobald aber Rom über sie zu Gericht gesessen und sie von der Kirche getrennt hatte, wußte jeder, auf welcher Seite er sich zu stellen habe, um die Einheit mit der Mutterkirche nicht zu verlieren.

Die äußere Lage der Kirche in dieser Periode ist durch die blutigen Verfolgungen hinreichend gekennzeichnet. Das Heidentum kämpfte mit letzter Kraft, mit der Kraft des sterbenden Wahnsinns, gegen den, der ihm den Todesstoß versetzen wollte. Noch hatte es die äußere Macht in Händen, und es gebrauchte rücksichtslos diese Macht, um die Christen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Was die römischen Kaiser, was die kaiserlichen Statthalter und richterlichen Beamten an Grausamkeit, Blutgier, Willkür aufbieten konnten, das haben sie getan. Auch gegen völlig Wehrlose, gegen Kinder und zarte Jungfrauen, gegen altersschwache und kranke Männer und Frauen richtete sich das Schwert des Sektens. Aber alles Wüten war umsonst. Das Christentum hatte doch schon zu stark Fuß gefaßt, die Zahl seiner Anhänger war nicht mehr zu vermindern. Gewiß gab es auch Abtrünnige, Abgefallene in Menge, und es mag wohl der Fall eingetreten sein, daß infolge des kräftigen Einschreitens eines römischen Nachhabers in der einen Stadt oder Provinz der christliche Name ausgelöscht war. Allein dafür entstanden an anderen Orten neue Gemeinden. Zudem war das zweite und dritte Jahrhundert nicht vollständig angefüllt mit fortwährenden blutigen Verfolgungen. Es gab oft lange Jahre völliger Ruhe, und manche Kaiser waren den Christen gewogen oder taten ihnen wenigstens nichts schlimmes an. Solche Zeiten wurden natürlich von den Christen benutzt, um die Wankenden zu stützen, die Gestürzten wieder aufzurichten und weitere Gebiete der Religion zu erschließen.

Was die Zahl der Märtyrer anbetrifft, so ist eine annähernd genaue Zahl nicht zu ermitteln. Nur aus einzelnen Städten und Provinzen sind uns einige zuverlässige Anhaltspunkte gegeben. So z. B. wurden in den Katakomben von Rom allein bisher an 10 000 Inschriften von Märtyrern gefunden.

Die Wunden, die die Christenverfolgungen der Kirche schlugen, wurden versüßt durch das wahrhaft erhebende Beispiel, das die Märtyrer den Heiden gaben. Solche Beispiele von Standhaftigkeit und Ausdauer waren ihnen fremd, und nicht selten drängten sich nach solchen heldenhaften Vorbildern die zuschauenden Heiden an den Richter heran, und erleuchtet durch die Gnade Gottes riefen sie: Auch wir sind Christen, man führe auch uns zur Schlachtbank.

Bps.

Die hl. Johanna Chantal — in der Stille heilig

(21. August.)

„Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott! (Kol. 3, 2.)“

Zu den Heiligen, die aus der Stille kamen, in der Stille wirkten, die dann aber aus stiller Einsamkeit der lauten Welt die größten Gnaden vermittelten, gehört auch die hl. Johanna Franziska Chantal.

Johanna Franziska entstammte einem vornehmen Geschlechte Burgunds; ihr Vater Benig-

nus von Fremiot war Präsident des Parlaments von Burgund. Johanna, die 1572 zu Dijon geboren wurde, verlor früh ihre Mutter. Dastur nahm sich ihrer der edle Vater aber umso mehr an. Seine Erziehungsarbeit trug bei der begnadeten Tochter die besten Früchte. Im Hause ihrer älteren verehelichten Schwester zu Poitiers reifte sie dann zu einer blühenden Jungfrau heran, die in allem, was eine künftige Hausfrau zu wissen hat, wohlunterrichtet war. Kurz nach ihrer Heimkehr ins Elternhaus reichte sie zwanzigjährig dem vornehmen Christoph de Rabutin, Baron von Chantal, die Hand zum Ehebunde.

Mit Johanna zog auf das Schloß von Bourhill nicht nur eine neue Herrin, sondern auch eine Heilige. Tüchtig und fromm und gegen den Gemahl voll Liebe und untadelhafter Treue, schuf sie in wenigen Wochen das vernachlässigte Hauswesen zum Muster eines echt christlichen Heims um. Die Grenzen der Schloßherrschaft waren auch die Grenzen ihres Interesses. In diesen Grenzen war sie aber auch allen in allem Vorbild und Führerin — und rastlos tätig.

Eines Tages zog ihr geliebter Gemahl froh und wohlgenut zur Jagd aus, um wenige Stunden nachher mit der Todeswunde im Herzen heimzukehren. Die Kugel eines allzu jagdeifrigen Fremdes hatte ihn getroffen. Ein paar Tage nachher hauchte er in den Armen der trostlosen Wartin ergehen und vorbereitet seine Seele aus. Johanna war Witwe geworden und wollte eine Witwe sein, wie sie St. Paulus in seinen Briefen gezeichnet. Voll Selbstenkraft betrat sie den Dornenpfad der Witwe damit, daß sie das Kind dessen aus der Taufe hob, der ihren Mann tödlich getroffen.

War Johannas Leben bisher in aller Stille dahingeflossen, so wurde es jetzt noch stiller und enger in seinen Grenzen. Gott und die vier von Gott geschenkten Kinder waren die Angelpunkte ihres einsamen Lebens; Gebet, Arbeit und Unterricht — sie selbst war Lehrerin und Erzieherin im kleinen Kreise der vaterlosen Familie — füllten ihre Tage aus.

In Johannas Geiste stieg der Gedanke: „Du bist berufen vor Gott mehr zu tun als die einfache Pflicht“, immer deutlicher und fordernder auf. Da lernte sie den hl. Franz von Sales, den großen Weniger Fürstbischof kennen, als er 1604 in Dijon die Fastenpredigten hielt. Damit trat der gottgesandte Führer in das Leben der Heiligen; und das Bedürfnis, einen festen und erleuchteten Führer zu haben, brannte damals heiß wie nie in ihrer Seele. Unter der milden, aber wenn es sein mußte, auch festen Hand des Bischofs fielen die letzten Unvollkommenheiten von Johanna ab.

Als Johanna eines Tages ihrem Beichtvater sich ganz offenbarte, sprach sie auch von dem heißen Verlangen, Gott in der Stille eines Klosters ganz anzugehören. Franz vernahm diese Offenbarung mit größter Freude, denn er trug sich gerade mit dem Gedanken, eine neue Gemeinschaft von Frauen unter dem Namen der Heimsuchung Maria zu gründen — da sandte ihm Gott ja die geborene Helferin.

Am Feste der allerhöchsten Dreifaltigkeit 1610 nahm Johanna mit zwei anderen Weibern das Ordenskleid, nachdem sie mit heldenhaftem Mute die Gebote und Angebote der Welt überwunden. Das erste Kloster von der Heimsuchung — oder der Salesianerinnen — stand in Amnech. Johanna wurde durch den hl. Franz an die Spitze der jungen Vereinigung gestellt. Die drei Frauen blieben nicht lange allein, schon bald erhielten sie Zuwachs in eifrigen Genossinnen, und obwohl der neuen Ordensgründung besonders von Paris aus die größten Schwierigkeiten bereitet wurden, wuchs die Kongregation, die an dem einflussreichen Bischof von Genf natürlich den besten Anwalt hatte, so, daß Johanna selbst über achtzig Klöster in den verschiedensten Städten Frankreichs einrichten konnte.

Die Heilige hatte zu den bekannten drei Ordensgelübden als viertes das Versprechen hinzugefügt, stets das Vollkommenere zu tun. Dies Gelübde zu halten, wurde ihr von Gott nicht leicht gemacht. Einer ihrer Söhne fiel in den Kämpfen mit den Hugonotten, bald darauf starben ihr Schwiegersohn und ihre Schwiegertochter, die sie beide wie ihre eigenen Kinder geliebt. Sie selbst litt unter mancher körperlichen und geistigen

Heimsuchung. Vor allem lastete schwer auf ihr eine unerklärliche innere Trostlosigkeit und Kengstlichkeit, und das gerade, als der Tod des hl. Franz ihr auch den großen und starken Führer nahm. Doch Gottes Gnade und eigene Festigkeit halfen ihr auch über diese dunklen Tage hinweg. Ein großer Trost war ihr dabei auch der Eifer ihrer Schwestern, denen sie dafür aber auch eine Mutter in des Wortes vollster Bedeutung war. Da Johanna auch als Ordensfrau und Ordensoberin ihre Aufmerksamkeit in erster Linie dem stillen Bereiche ihrer abgeschlossenen Klöster widmete, so mußte unter ihrer mütterlichen Hand allenthalben die Ordenszucht in ihren Häusern blühen. Ihre Vorliebe für die Stille des Klosters hielt sie aber nicht ab, in Zeiten besonderer Not den Menschen da draußen in der Welt zu helfen. Als in Amnech eine pestartige Krankheit ausbrach, war sie, die stille Ordensfrau, der Engel des Trostes, der überall half und aufrichtete.

Schon nicht mehr ganz fest, riefen sie Ordensangelegenheiten an den Hof von Turin und Paris. Die Ehrenbezeugungen, die ihr allorten zuteil wurden, waren ihr sehr zuwider und drängten sie um so schneller ins Kloster zurück. Auf der Rückreise von Paris nach Amnech erkrankte sie in Moulins, wo sie der Herr dann nach höchst schmerzlicher Prüfung zu sich nahm am 18. Dezember 1641. Ihr hl. Leib wurde nach Amnech gebracht, Papst Benedikt XIV. sprach sie 1751 selig, Papst Clemens XIII. sechzehn Jahre später heilig. Clemens XIV. setzte ihr Fest auf den 21. August fest.

Die hl. Johanna Franziska ist als Jungfrau, Mutter, Witwe und Ordensfrau in aller Stille heilig geworden. Sie hat die Welt nicht persönlich beeinflusst wie eine Katharina von Genoa, Siena oder eine Birgitta und Hildegard. So ist sie vor allem ein Vorbild den Frauen, denen auch die Arbeit in der Stille als Ideal vorsteht. Daß doch auf ihre Fürbitte, die Schaar solcher Frauen immer größer würde — gerade in einer Zeit, wo viele ihres Geschlechtes ins laute Leben der großen Welt hinausdrängen.

Im stillen Wirken bleibt die Frau am ersten Königin!
P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(8. Fortsetzung.)

Vorbilder christlicher Tugenden.

Da die Sprache der Beispiele immer noch am liebsten gehört wird und am nachhaltigsten wirkt, soll sie uns heute zur Übung der Tugend aufrufen, die unserer Zeit so nötig ist und doch so vielfach und schwer verlehrt wird.

Als Samuel, der große Richter in Israel, von seinem Amte zurücktreten wollte, da Gott dem Volke auf vielfache Forderung einen König gegeben hatte, berief er die Ältesten und das Volk vor sich, um vor allem Rechenschaft abzugeben. Er hatte sein Amt in solcher Gerechtigkeit verwaltet, daß er dieser Rechenschaft nicht nur mit Ruhe entgegensehen konnte, sondern alle, und er hatte sicher auch seine Feinde, gleichsam zu seinen Richtern herausfordern konnte. Die hl. Schrift schildert uns diese Szene in ihrer köstlichen Einfachheit also: „Samuel aber sprach zu ganz Israel: Siehe, ich habe eurer Stimme gehorcht in allem, was ihr zu mir gesprochen und habe einen König über euch gesetzt. Da geht nun der König vor euch her. Ich aber bin alt und grau geworden, und meine Söhne sind bei euch. So bin ich vor euch gewandelt von meiner Jugend an bis auf diesen Tag. Siehe, hier bin ich! Redet mit mir vor dem Herrn und vor seinem Gesalbten, ob ich jemandes Däsen oder Wel genommen? Ob ich jemand Gewalt oder Unrecht angetan? Ob ich von jemandes Hand ein Geschenk genommen? So will ich heute verachten und euch wiedergeben. Und sie sprachen: Du hast uns kein Unrecht noch Gewalt angetan, noch von jemandes Hand etwas genommen! Und er sprach zu ihnen: Der Herr ist Zeuge wider euch, und Zeuge ist sein Gesalbter an diesem Tage, daß ihr nichts gefunden in meinen Händen. Und sie sprachen: Er ist Zeuge!“

Der König Dagobert von Frankreich hatte dem hl. Goldschmied Eligius, der dann später als Bischof so ausgezeichnet wirkte, ein Haus in Paris geschenkt. Eligius wollte das königliche Geschenk zu einem Kloster einrichten. Um diese Einrichtung aber wirklich ganz zweckentsprechend zu machen, brauchte er noch ein kleines anstößendes Stück Land, das dem Könige gleichfalls gehörte. Der Heilige ließ das Land vermaßen, ging dann zu dem Fürsten, der ihm sehr gewogen war, und bat, daß er auch dieses Land ihm abtrete. Gerne gewährte Dagobert die Bitte. Als nun Eligius das Stück Land noch einmal ausmessen ließ, stellte es sich heraus, daß das erste Mal ein Schuh zu wenig angegeben war. Sofort ließ der Heilige den Bau einstellen, begab sich zum Könige, um die Angelegenheit ganz nach den Forderungen der strengsten Gerechtigkeit zu ordnen. Der Fürst war über ein so zartes Rechtsgefühl ganz erstaunt: „Seht die Rechtigkeit derer!“ sprach er zu seinen Hofleuten, „die Christo wahrhaft anhängen! Meine Statthalter und Beamten machen sich gar kein Gewissen daraus, mir ganze Herrschaften wegzunehmen, dieser Mann Gottes getraut sich nicht einmal, eine Handbreit Land mehr zu nehmen, als ich ihm geschenkt habe!“ Eligius wurde des Fürsten Schatzmeister, und kein Herrscher hat je einen treueren Behüter seines Eigentums gehabt!

In dem flämischen Orte Duschberch lebte eine Witwe, die die große Brauerei ihres Mannes nach dessen Tode weiter besorgte, dabei aber mit peinlichster Gewissenhaftigkeit den Forderungen der christlichen Gerechtigkeit nachkam. Was sie brauchte war gut, und was sie ausmach, maß sie ganz gerecht aus. Da entstand einst in der Stadt ein wütender Brand, der auch das Anwesen der Witwe zu zerstören drohte. Da nimmt die gerechte, aber auch glaubensstarke Frau die Geschirre ihrer Brauerei, stellt sie auf die Straße vor die Tür ihrer Brauerei und spricht dann: „Gerechter, barmherziger Gott, wenn ich jemals einen Menschen mit meinen Mäßen betrogen habe, so will ich, daß mein Haus zusammenbrenne. Ich rufe deine Gerechtigkeit an; sieh gnädig auf mich und mein Haus herab, in dem niemand ungerecht behandelt wurde!“ Das Feuer verschonte die Gebäude der Witwe und belohnte so wunderbar eine seltene Größe christlicher Gerechtigkeit.

Ein greiser Bischof lud eines Tages einen angesehenen Mann zu Tisch. Während des Mahles fing der mächtige Mann an, über einen abwesenden Mitbürger Uebles zu reden. Der Prälat, dem dies durchaus nicht gefiel, suchte den Verleumder unauffällig zum Schweigen zu bringen. Als ihm dies nicht gelingen wollte, befahl er einem seiner Bedienten, den Mann, gegen den man sprach, zum Mahle zu holen. Entsetzt sprang der Verleumder auf und schrie, was denn das zu bedeuten habe. „Nichts!“ erwiderte der Bischof, „ich lasse den Mann nur rufen, daß er sich verteidige, denn es ist doch ungerecht, ungehört jemand zu verurteilen!“

Bayard (geboren 1476, gestorben 30. April 1524), der französische Kriegsheld, den man den „Ritter ohne Furcht und Tadel“ nannte, war nicht nur ein tapferer Soldat, sondern auch ein gerechter Krieger. Die verließ er in Feindesland sein Quartier, ohne das, was er gebraucht, ausgenutzt zu haben. Oft wollten die Leute das Geld nicht annehmen, weil sie sich geehrt fühlten, solch einen berühmten Mann beherbergt zu haben. Bayard blieb aber bei seinem Vorhaben, er bezahlte alles, was er und sein Gefolge gebraucht. Und wenn die Quartierleute ihm schließlich zu bewegen suchten, die Zahlung doch zu unterlassen, und deshalb sagten, das Geld müße ihnen ja doch nichts, da bald die Feinde kämen und doch alles ausplündern, dann pflegte Bayard zu erwidern: „Ich tue nur meine Schuldigkeit, indem ich zahle. Gott hat mich nicht zum Plündern in die Welt gesetzt; wenn es andere machen, werde ich sie noch lange nicht nachahmen!“

Als unsere Truppen zu Anfang dieses Krieges in großartigem Siegeszuge befugen durchzogen, mußte der Führer einer deutschen Truppe im Kampfe gegen Frankreichs einen Belgier rufen, der auf früherer Zeit erkrankt war. Da dessen Frau schon verstorben, vielleicht

umgekommen war, nahm er das Schicksal des Erschossenen an Kindes Statt an, sandte es in seine Heimat, daß es dort wie sein eigenes Kind erzogen würde. So läßt ein deutscher Krieger Gerechtigkeit gegen einen hinterlistigen Feind und Barmherzigkeit gegen dieses Feindes verlassenes Kind!

Ueberdenke all diese kurzen Beispiele, lieber Leser, und halte sie gerecht abwägend neben dein eigenes Leben!

Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein!

(M. 32, 17.)

Rosen blühen auf dem Heidegrab

Einer wahren Begebenheit nachzählt von
C. Puhlmann-Wanger.

Ein einfaches Grab auf weiter, öder Heide. Noch ragt das schlichte Kreuz zum Morgenhimmel empor, darauf der blühende Helm gestülpt ist. Ich trete näher und studiere die Schriftzüge der Inschrift, welche lautet: *Sei repos Voller Waldbow, Soldat dans le prussiens Infanterie Reg. Nummer 10. 7. 1892, mort 2. 5. 1915.* — Ein betäubender Duft steigt von dem kleinen Grabhügel auf. Rosen — nichts als lauter rote, blühende Rosen sind in verschwenderischer Fülle auf den Hügel gepflanzt worden und tragen ihren sinnverwirrenden Duft weit über die Heide hin. Ich sinke in das taufische Heidekraut, berge meinen Kopf in die üppige Blumenpracht und — träume.

Ein Raunen und Schwirren geht durch die stolzen Blüten, das wirbelt und flüstert, von vergangener Tage Herrlichkeit, von zwei blutjungen Menschenkindern, die einander so sehr lieb hatten, er, der blonde Friesensohn, von hohem, stolzem Wuchs, sie, die kleine Französin mit den dunklen Haarselangen. „Aber“, entrüstet sich eine schwächliche, blaßrote Blüte, „sie waren doch Feinde.“ Darauf entgegnet würdevoll die Königin von allen, sie hat einen hohen Stiel und unzählige, tiefrote, fast schwarze Samtblätter, „was versteht ihr Kinder von der Liebe! Ihr kennt das Leben nicht und wißt nicht, wie furios es manchmal darin zugeht.“

„Erzähle uns etwas von den Menschen, von unserer schönen Herrin“, baten nun alle wie aus einem Munde. Dazu nickten sie heftig mit den schönen Köpfen, so daß es wie ein starkes Rauschen über den Hügel ging.

Die Angeredete redete sich hoch auf, nickte dann ein paar mal herablassend und begann: „Was fragt die Liebe nach Freund oder Feind! Eure schöne Herrin, die selber einer Rose gleicht, hat, als echte Französin immer die Deutschen gehaßt, bis — man ihr eines Tages den, der hier unten ruht, ins Haus brachte. Da war sie auf einmal ganz — ganz anders geworden. Früher blühten wir den ganzen Sommer über und zierten das Haus und den Garten, nun aber kam die schöne Nusstochter jeden Tag und wand immer die schönsten meiner Kinder zum köstlichen Strauß. Den trug sie dann ins Haus und brachte ihn dem Fremden, der ihr Feind war. Oft sah ich, wie ein blonder Kopf zum Fenster hinausschaute, und mehr als einmal hörte ich ihn sagen, wie schön, wie schön! Dann kam ein Tag, der kalt und neblig war, frostig stand ich am hohen Strauch, und schaute nach der Herrin aus, die ich schon ein paar Tage nicht gesehen hatte. Da erschien sie plötzlich, im Rahmen der Tür. Mit langsamen, schleppenden Schritten, das Gesicht totenblau, kam sie auf uns zu. Ich erschrak auf das Heftigste und wollte sie trösten, sie aber ging vorüber und sprach zu mir: „Du, die Schönste von allen, sollst noch bleiben und dein Grab zieren.“ Nun wußte ich, warum meine Herrin so traurig war und auch ich ließ im ebrlichen Mißgefühl meinen Kopf hängen. Wohl hundert meiner Gefährtinnen starben an jenem Tage einen frühen Tod, sie hatten eine hohe, hehre Aufgabe zu erfüllen. Sie sollten die kalte Brust eines Welken zieren. Und wie sie das taten! Ich war stolz auf meine Kinder, weil sie ihr Bestes noch im Tode hergaben. Während der Nacht standen die Fenster oben im Sterbezimmer weit offen, so konnte ich ihren wundervollen Duft atmen, der bis zu mir herüberdrang. Eine köstliche Bestimmung war ihnen geworden, sie durften vergehen an der Brust

eines Welken. Ich aber war ruhig, denn ich wußte, auch mein Tag würde kommen, und ich nahm mir vor, den Platz, auf den ich gestellt würde, auch richtig auszufüllen. So bin ich denn nun hierher gekommen, mit euch, meine Lieben, und ich dusste und lode jeden Fremden zum Verweilen. Da sieht jeder verwundert auf, wenn der betäubende Duft zu ihm herüberdringt und ich raune ihm dann vernehmlich ins Ohr, hier ruht einer, der fast noch ein Knabe war, aber schon ein Held gewesen ist. Und wenn er dann umflorten Auges zu mir heruntersteht und ergriffen von meiner stummen Sprache sein Haupt entblößt, fühle ich mich unendlich glücklich. —

Ich fahre aus tiefem Träumen auf und erhebe mich mühsam. Meine Hand streift über die Stirn. Der Kopf schmerzt heftig, die Rosen hatten einen betäubenden Duft. Mein Blick fällt wieder auf die stolze Pracht zu meinen Füßen, was war das doch für ein wunderbarer Traum? Was habt ihr mir doch alles erzählt? Wertwirdig, ich vermag nicht zu lächeln, mir ist zumute, als ob der Schläfer hier unten zu mir spräche: „Heute mir, morgen dir!“ Wer weiß, wie bald trifft mich dasselbe Schicksal, wie dich, Voller Waldbow, denn auch ich bin Soldat und war noch nie feige.

Doch steht die Sonne am Himmel, es muß bald Mittag sein. Taumelnd bewege ich mich vorwärts, dem kleinen Dorfe an der Somme zu. Doch in meinem Kopfe ist ein wüstes Raunen, ein qualvolles Brennen. Die Rosen! Ermattet lasse ich mich unter einer schattigen Buche nieder, und nach und nach fühle ich, wie mein Kopf freier wird und der dumpfe Druck aus den Schläfen weicht. — Da erklingen Schritte hinter mir. Gespannt horche ich auf und wende mich um.

Ein junges, dunkelhaariges Mädchen kommt langsam daher, mit einem großen Rosenstrauch auf dem Arm. Das ist sie, raunt mir eine innere Stimme zu, die deinem toten Kameraden ihre Grüße bringt. Und ich betrachte sie aufmerksam. Sie trägt ein weißes Kleid mit einem schwarzen Bande um den Leib, in der Rechten hält sie den breitrandigen Florentiner, der mit bunten Feldblumen garniert ist. Vor dem einsamen Grab hält sie still, und ich kann die Züge ihres Gesichtes studieren. Es hat eine feine, ovale Form, mit mandelförmigen, dunklen Augen, um die Schläfen haucht sich weißig nachdunkles Haar; um den roten Mund, der sich, wie zwei rote Rosenblätter, in dem weißen Gesicht abhebt, irt ein wehes Lächeln. Fein sorgsam legt das junge Mädchen die frischen Rosen mit den langen Stielen auf das Grab, ordnet hier und ordnet da, streicht liebevoll über die stolzen Blütenkelche und betrachtet, sich erhebend, ihr Werk. Ich aber sehe nun, daß sich ihre schönen Augen mit Tränen füllen, plötzlich greift sie mit den Armen in die Luft, und aufschlundend sinkt sie am Grabe zusammen. Lautlos still verhalte ich mich und lausche mit verhaltenem Atem den wehen Tönen, die der leise Mittagswind zu mir herüberbringt: „Voller, warum mußtest du von mir gehen, ich hatte dich doch so sehr lieb. Ich bin nun so einsam — und so elend — Voller, warum mußte das alles sein, — warum?“

Verzweifelter Schluchzen erschütterte den schwächlichen Körper, es war so elementar, so haltlos, daß mir beim Anblick solchen Jammers das Wasser in die Augen trat. Wie sehr mußte die kleine Französin den Deutschen geliebt haben, da sie solchen Schmerz um ihn trug. Nun war es ganz still geworden, mir das Surren irgend eines Käfers erfüllte die Luft.

Das junge Mädchen hob jetzt den Kopf und ich blickte in ein Paar tränengefüllte Augen in einem granddurchfurchten, jungen Angesicht. Grabesaus sahen die dunklen Sterne, immer auf dieselbe Stelle, wo mit grauer Deutlichkeit geschrieben stand: „Sei repos Voller Waldbow.“ — In mir aber siegte das Herz über die Vernunft, ich mußte hinüber zu ihr und ihr ein paar gute Worte sagen.

Sie erschrak heftig, als sie plötzlich in der weiten Einsamkeit einen Menschen erblickte, eine irre Angst sprach aus ihren Mienen.

Ich beruhigte sie: „Seien Sie unbesorgt, Mademoiselle, ich komme als Freund. Nehmen

Sie bitte meine Hand zum Danke, daß Sie einen Kameraden von mir im Tode soviel Liebe erweisen.“

Die tödliche Angst aus den schönen Blüten meines Gegenübers wich, ja sie zwang ihren Mund gar zu einem matten Lächeln, als sie mit leisem Druck ihre Rechte überließ und entgegnete: „Der Tote hier war mein Geliebter, ihm traute ich nach und ihm bring' ich meine Blumen.“

„Er war ein guter Mensch?“ fragte ich mit halblauter Stimme.

„Der Besten einer, o Herr, er hat mein ganzes Herz besessen, nun, da er sterben mußte, kann ich nicht mehr froh werden.“

Wieder zitterten bei ihren letzten Worten die Tränen nach, die weh in ihrem Innern ruhten. Ich versuchte sie zu trösten, doch sie schüttelte mit einer mühen Bewegung den Kopf. „Er kehrt nicht wieder, und mein Leben kann nicht mehr licht werden.“

Nun hat ich sie: „Erzählen Sie mir etwas von ihm, wie das alles kam. Er war doch ein Kamerad von mir, ein Landsmann.“

Die dunklen Kinderaugen, in denen doch schon das Leid schimmerte, blickten mich lange prüfend an. Dann geht ein Ruck durch die überstarkten Glieder, eine Bewegung mit dem Kopfe bedeutet mir, ihr zu folgen. Unter der schattigen Buche lassen wir uns nieder und sie beginnt, während ihre Augen ins Weite starren, als ob sie Visionen sähen, mit müder Stimme: „Ich heiße Yvonne Bontier, bin eine Waise und bewohne mit meiner Tante dort das weiße Haus, wo die vielen Rosen im Garten stehen. Mein Vater hatte Rosen so gern und er — Yvonne zeigte auf den stillen Hügel, er liebte sie auch so sehr. Es war im April, der Tag neigte sich seinem Ende zu, da kam mein einziger Bruder Didier zu mir ins Zimmer gestürzt. „Yvonne“, schrie er mich an, „drüben in der Heide habe ich einen Deutschen gesehen, paß auf, das soll ein feiner Jüngling werden.“ Ich beschwor ihn: „Ach, ach, du bist nicht Soldat und er ist nicht dein Feind. Da hast kein Recht, ihn zu mordern.“ Da sah er mich aus haßerfüllten Augen an, nannte mich eine Verräterin und schürte mit Vaters Jagdgewehr davon. Ich eilte ihm nach in die sinkende Dämmerung, der Richtung zu, wo ich jetzt lautes Schießen hörte. Ein leiser Wehlaut bringt an mein Ohr, die Stimme eines Deutschen. Ich blide umher und gewahre beim Schein der untergehenden Abendsonne einen deutschen Soldaten. Lang ausgestreckt liegt er, das Gesicht ist vor Schmerz verzerrt, aus der Gegend, wo das Herz ist, färbt rotes Blut den grauen Rock. „Wasser“, murmeln seine brechenden Lippen, und ich eile davon, ihn zu laben, den mein Bruder gemordet. In der Nähe fließt ein kleiner Quell, dort holte ich ihm in einem kleinen Becher das Gewässers und neigte damit seine heißen Lippen. Ein dankbarer Blick aus Augen, die wie der Himmel so blau waren, traf mich, und eine matte Stimme sprach: „Merci vous êtes bien, Mademoiselle.“ Dann aber schlossen sich seine Augen, er sank in meinen Armen zurück in eine lange, schwere Ohnmacht. Sanft ließ ich den Kopf des Deutschen auf den weichen Erdboden gleiten. Wo mir der Bruder sein mochte? Unterdessen war die Dämmerung schwärzlicher Nacht gewichen und ich fand mich nur mühsam zurecht. Plötzlich stößt mein Fuß auf einen schweren Gegenstand, ich sinke nieder und ein gellender Schrei entringt sich meiner Brust. Didier, mein einziger Bruder lag vor mir, kalt und steif, — erschossen. Ich war noch in dumpfer Betäubung, als die ersten Leute aus dem Dorfe kamen, mein Schrei hatte sie herbeigelockt. Flüche und Verwünschungen wurden laut, wieder so ein verdammt Prussien! Ich schloß erschauernd die Augen. Großer Gott, durchführ es mich, sie töten ihn, wenn sie ihn finden. Und er hat so treue, blaue Augen. — Währenddessen waren einige zurückgekehrt, hatten Laternen, eine Leiter und Decken geholt und betheten nun Didier auf die Bahre. Weit in die Heide leuchtete der fahle Lichtschein, da schrie plötzlich der Älteste unserer Gemeinde auf: „Hier liegt er ja, der Hund.“ In irrer Angst stürzte ich hinaus, sie sollten ihn nichts tun, aber einer hatte schon einen mächtigen Knutenstoß erhoben, während andere schrien:

„Schlägt ihn vollends tot, er lebt ja noch.“ Gott gab mir Kräfte. Gewaltig drang ich in den engen Kreis und rang mit dem, der den Stuhl erhoben hatte. Ein harter Schlag trifft mich, jedoch ich taumelte, ich achte nicht darauf. Es galt mir, nur ihn zu retten, denn ich liebte vom ersten Augenblicke. Ich warf mich über den Körper Baldows, deckte ihn so mit meinem und sagte laut: „So, wenn ihr ihn töten wollt, so tötet erst mich. Ihr solltet euch schämen, euch an einem Wehrlosen zu vergreifen.“ Sie aber schrien aus Wut: „Sie ist wahnsinnig, daß sie den Mörder ihres Bruders schützt.“ Ich aber rührte mich nicht und lag still an seiner Brust. Nach und nach beruhigten sie sich und ließen von mir ab. Sie brachten Didier ins Dorf, ins Spinnhaus, denn in das Haus einer Verräterin sollte er nicht mehr gebracht werden. Nun eilte ich, so schnell ich konnte, meinem Hause zu und trug mich Hülfe einer Dienerin Voller Baldow in mein Haus. Die Leute unseres Dorfes haßten mich deswegen und taten mir viel zu Leide. Aber ich hielt treu zu ihm und pflegte ihn, den ich mehr liebte, als mein Leben, bis zu seinem Tode. Ich konnte ihn nicht retten, so sehr ich auch mit dem Tode rang, der längst sein Lager umstand. Es sollte nicht sein. — Aber heute noch spotten die Leute des Dorfes hinter mir her, wenn ich mit Rosen an sein Grab gehe, aber man wagt es doch nicht mehr, mich direkt anzugreifen, weil sie Furcht haben vor den Deutschen, die jetzt im Dorfe sind.“

Längst hatte die Erzählerin geendet, noch immer war alles still zwischen uns. Armer Voller, arme Yvonne! Endlich hab ich zu sprechen an: „Haben Sie Dank für Ihre Worte. Ich ehre Ihren Schmerz um den Toten und weiß, er ist dessen würdig gewesen. Au revoir, Mademoiselle.“ „Auf Wiedersehen, mein Herr.“ tönte es in deutscher Sprache zurück, dann war sie davon geeilt, dem weißen Hause am Dorfrande zu.

Oft wandelte ich die Dorfstraße entlang und ließ meinen Blick an den Fenstern ihres Hauses entlang gleiten, ob sich nicht dort eine bekannte Gestalt bliden ließe. Doch, es vergingen Wochen, ehe ich sie das erstemal wieder zu Gesicht bekam. Es war an einem Abend, mein Brauer scharrte ungeduldig. Da stand sie im weißen Kleide im weiten Garten und schnitt Rosen für Voller's Grab. Wie sie elend aussah, tiefe Schatten lagen unter ihren Augen, die das Leid gegraben hatte. Ich grüßte ehrerbietig und trat an den Zaun. Doch sie dankte nur kurz und wehrte ab: „Heute nicht, mein Herr, ich bin so müde.“

Ich zeigte auf die Rosen. „Aber sie wollen doch noch zum Grabe gehen.“

„Ja, dort will ich mich ausruhen.“

Ich trat zurück, bestieg meinen Brauer, und noch weit ins Land begleitete mich der Duft der Rosen, die sie im Arme trug. — Am andern Morgen hatte ich keinen Dienst. Draußen war ein herrlicher Tag aufgestiegen, so erhob ich mich schon früh vom Lager. Ich wollte nach dem Beibegrabe gehen und meinen Landsmann grüßen. Vielleicht — traf ich wieder Yvonne. — Schon von weitem sah ich eine weiße Gestalt lang ausgestreckt auf dem Grabe liegen. Das Gesicht lag abwärts in der Blumenpracht vergraben. Ich erschrak. Großer Gott, sollte sie hier übernachtet haben? Sie war gestern so müde — Wie kam sie sonst zu so früher Morgenstunde hierher? Ganz still lag sie, ein schönes Bild, die Rose unter lauter Rosen. Nun war ich bei ihr und rüttelte sie. „Yvonne!“ rief ich mit lauter Stimme, „stehen Sie auf.“ Kraftlos sinkt der Körper zurück. Entsetzt falle ich in die Knie und tastete an ihr herum, das Ungeheuerliche, — ich vermaga es nicht zu fassen — Yvonne ist tot — der Duft der Rosen — die ganze Nacht hat sie auf deren Duft geatmet, — hat sie getötet. —

Den ganzen Garten ihres Vaterhauses habe ich an einem Tage gesäubert. Ich habe ihr Rosen auf ihre Lagerstatt zu Säulen, zu Füßen und auf die Brust gestreut, so daß das blaße Gesicht darin untertauchte, wie in einem Blumenmeer. Meine Soldaten zimmerten ihr einen weißen Sarg und schmückten ihn liebevoll mit allerhand Bierat. Da hinein betteten wir Yvonne Voutier, die treu im Leben wie im Tode gewesen, zum letzten Schlaf. Unsere Musikkapelle spielte, als der Trauerzug hinaus in die Heide ging, und wir

alle, Offiziere wie Mannschaften, die ihr das letzte Geleit gaben, trugen Rosen im Arm. Die warfen wir dann in das offene Grab, neben dem Voller Baldows, und sandten so unsere letzten Grüße Yvonne Voutier.

Nun aber stehen zwei Gräber draußen in der Heide, unsere Soldaten haben Rosen auf den neuen Hügel gepflanzt, so gleicht ein Grab dem andern. Nur Yvonne Voutiers Kreuz trägt eine deutsche Inschrift, und unten am Stamme steht in großen Buchstaben: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

Das Gemälde

Skizze von W. Wimmer.

Zur Zeit als Aeneas Silvius Piccolomini Statthalter von Rom war, lebte in dieser Stadt ein rechtschaffener Mann, dessen hohes Alter und wankende Gesundheit ihn verhinderte, ihn und seine greise Gattin, wie bisher getan, von dem Erwerbe seines Geschäftes zu ernähren. In solche Bedrängnis war der Mann geraten, daß er sich genötigt sah, das wenige noch übrige Hausgerät seiner Erhaltung wegen aus der Hand zu verkaufen. Unter des Mannes Habe befand sich auch ein kleines Gemälde von Raffael, das er von seinen Vorfahren geerbt hatte, dessen Wert er aber nicht zu schätzen wußte. Um jedoch einiges Geld daraus zu lösen, vertraute er sich einem Maler an, der es besser verstand, mit den Gemälden anderer zu handeln, als deren selbst hervorzubringen. Raum hatte dieser die Leinwand erblickt, als er auch die Meisterhand und den Wert derselben erkannte. Die Unerfahrenheit und Not des guten Alten mißbrauchend, sprach er von dem Gemälde als von einem wertlosen Dinge mit Verachtung, bot einige Paoli dafür, die er dem bedrängten Manne mehr als ein Almosen, denn als einen Ersatz für den Wert des Bildes zu reichen sich das Ansehen gab, und ging, über den reichen Gewinn innerlich triumphierend und der Gutmütigkeit des armen Alten lachend, mit seinem Schatze davon.

Einige Tage nachher begab es sich, daß ein bewährter Hausfreund den Greis besuchte und, als er das Bild nicht mehr erblickte, ihn fragte, was daraus geworden sei. Dieser antwortete ihm, daß er es verkauft habe, nannte ihm auch den Preis und den Käufer. Belebend vor Unwille, die Einsicht des guten Alten so schändlich verraten zu sehen, versicherte und beteuerte ihm der rechtschaffene Freund, daß das Werk von Meisterhand und von hohem Werte sei und ermutigte ihn, es vor dem Richtersuhle des Statthalters, der ein gerechter Mann sei, zurückzufordern. Zugleich erbot er sich, ihn dahin zu begleiten.

Der Statthalter, ein feiner, einsichtsvoller Prälat, ließ sich den Tatbestand genau darlegen, das Raß von dem Gemälde geben, merkte sich genau, was es darstellte, und entließ dann beide.

Glücklicherweise befanden sich in seiner Gemäldegalerie vierzehn Bilder, welche ungefähr die Größe des fraglichen hatten. Von einem derselben ließ er die Leinwand wegnehmen, sodann den Maler zu sich entbieten und fragte ihn:

„Wüßten Sie mir vielleicht ein Gemälde anzuschaffen, womit man, des Gleichmaßes mit den anderen wegen, diesen Rahmen ausfüllern könnte?“

„Ich besitze gerade ein solches“, erwiderte er, „einen herrlichen Raffael, ein köstliches Bild; es scheint für diesen Rahmen bestimmt zu sein!“

„Gut, lassen Sie mich es sehen“, entgegnete der Prälat. Der Maler entfernte sich und brachte bald mit dem Bilde zurück.

In meisterhafter Ausführung stellte dieses die heilige Familie dar. Von Rauch und Staub gesäubert, zeigte es seinen ursprünglichen Farbensplanz, man gewahrte an ihm die Genauigkeit der Umrisse, die Zartheit des Inkarnats, die Schönheit der Figuren, die Wahrheit des Ausdrucks, das Reizende der Gewänder, lauter Vorzüge, welche Raffael eigen sind. Die Leinwand wurde in den Rahmen, worin sie so ziemlich paßte, eingefügt, der Prälat betrachtete sie eine Weile und fragte nach dem Preise.

Für 200 Bechinen hätte ich das Bild bereits verlaufen können; ein Freund hat sie mir gestern im Namen eines Engländers geboten, der nach dessen Besitz sehr lüstern ist. Ich habe sie ausge-

schlagen und auf 250 Bechinen, die ihm das Werk wohl wert ist. Da indessen Ture Erzellenz daran Gefallen finden, so will ich es Ihnen gegen eine kleine Vergütung für den Einkaufspreis überlassen.“

Der Prälat war entrüstet über die Rücksichtslosigkeit dieses Menschen, unterdrückte indessen sein Gefühl und sagte mit Ruhe, er erkenne das Preiswürdige des Bildes durchaus nicht, begreife aber kaum, wie er das hohe Anerbieten des Engländers habe ausschlagen können.

Ernst und feierlich beteuerte der Maler die Richtigkeit seiner Aussage und war sogar erbötig, zur Ueberzeugung seiner Hochwürden und zur Steuer der Wahrheit seinen Freund vorzuführen.

„Man hat Ihnen also wirklich 200 Bechinen geboten?“ versetzte der Prälat.

„So ist es, hochwürdiger Herr, und ich hoffe, noch mehr dafür zu erhalten.“

„Schon gut, und nun kein Wort! Man öffne die Tür!“ wandte er sich zu seinem Kammerdiener. Sie ward geöffnet, und herein trat der betrogene Greis, den der Prälat Statthalter zu sich entbieten und in dem Nebenzimmer einstweilen verborgen gehalten hatte.

Man begreift leicht, welcher ein Schlag dieser unerwartete Anblick für den unwürdigen Maler sein mußte. Er wurde bestürzt, erblaßte und fing an zu zittern. Der Prälat überließ ihn einige Zeit seiner Beschämung und sagte hierauf mit dem Ausdruck richterlicher Strenge:

„Böswicht, mißbraucht man so die Unwissenheit und Bedrängnis eines Unglücklichen? Erbeute dein Herz nicht in dem Augenblicke, wo du ihn so schändlich verriest? Erwachte nicht dein Gewissen, als du dem matten Greise das Brot stahlst? Elender, du kennst die Strafe, die deine Rücksichtslosigkeit verbietet — allzuviel Gnade ist es, wenn man dir die Buße auferlegt, die du selbst ausgesprochen; hüte dich aber vor einem zweiten Betruge; schwer und unfehlbar würdest du beide auf einmal büßen! Die 200 Bechinen, welche deinem Geständnisse zufolge dieses Gemälde wert ist, und die man dir, wie du sagst, bereits dafür geboten hat, bezahle du sofort an diesen Mann. Ein neuer Betrug, der mir von dir zu Ohren kommt, führt dich ins Verderben!“

Betrübt und wortlos entfernte sich der habgüchtige Maler. Mit Tränen der Rührung und des Dankes segnete der gute Alte seinen Wohltäter, und diesem ward der volle Genuß einer Tat, durch welche er einen Unglücklichen getrübt und einen Betrüger im eignen Netze gefangen hatte,

Mein Kleinod

Auf Gottes weiler Erde ist mir der liebste Platz Der Ort, wo ich geborgen mein Kleinod, meinen Schatz.

Und möchtest du ihn sehen und fragst du mich darnach,

So will ich dir ihn zeigen, folg' mir ins Schlafgemach!

Da habe ich gebettet, auf Kissen weich und lind, Mein Kleinod, süß und kostbar; es ist mein Kind, mein Kind!

Siehst du von weißem Linnen es schimmern licht und hold?

Das ist sein liebes Köpfchen, ist seiner Voden Gold. Und hell und lieblich funkeln die süßen Augenlein sein —

Wenn' mir den Diamanten, so schön, so klar, so rein!

Zwei lichte Perlenreihen, die birgt sein kleiner Mund,

Und all mein Sammt und Purpur sind seine Wanglein rund.

Und wenn sein weiches Aermchen um meinen Hals sich legt:

Das ist ein Band so kostbar, wie's keine Fürstin trägt!

Wie Silberglöckchen klingen sein Stimmchen zart und weich

Zu meiner Lust und Freude, o Gott! wie bin ich reich! —

Drum mögen and're immer sich ihrer Schätze freuen,

Ich will es neidlos sehen — der schönste Schatz ist mein!